

Das Kriegerdenkmal in Eningen unter Achalm

Wolfgang Hesse

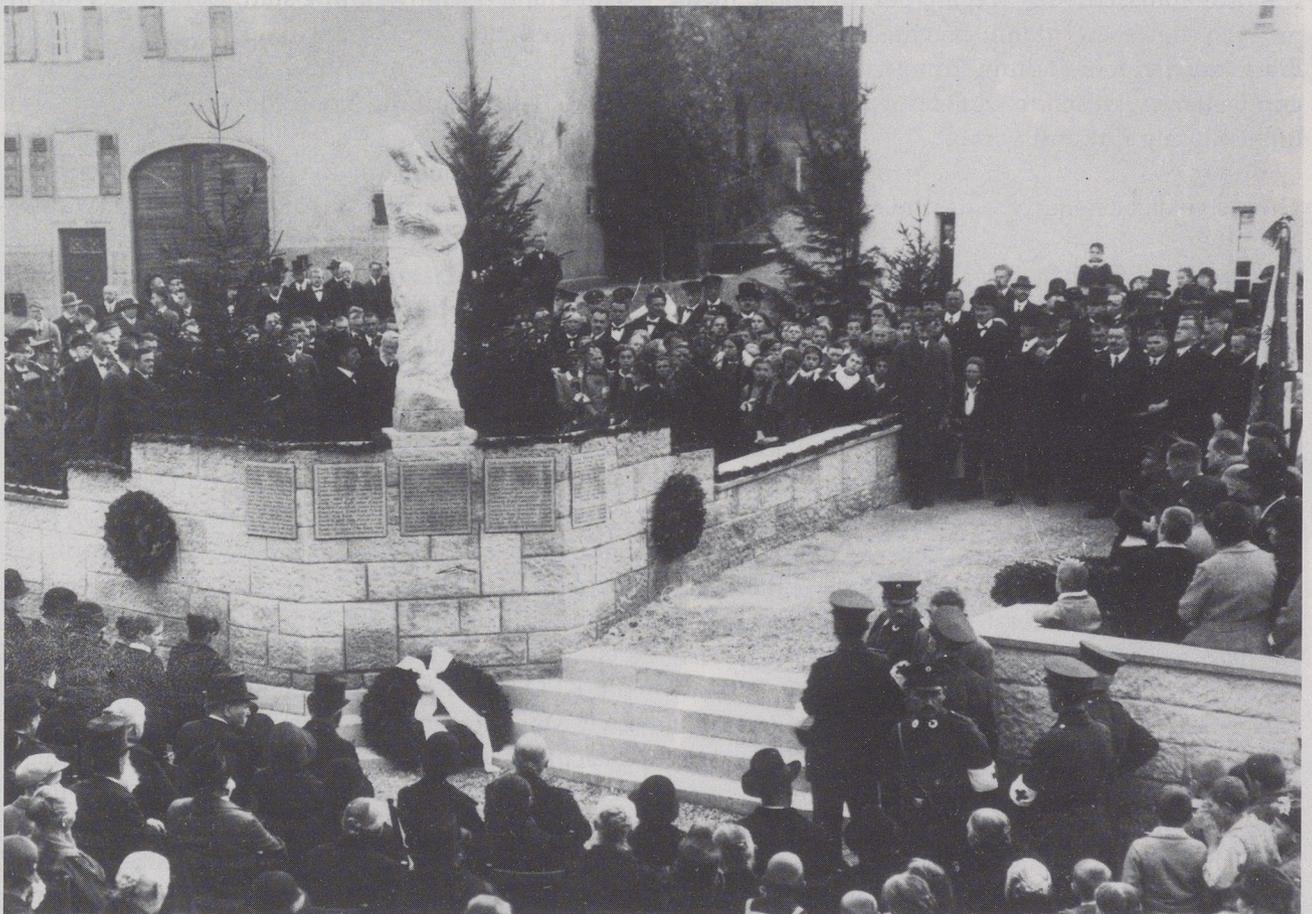
Am 23. Oktober 1932 wurde in Eningen bei Reutlingen das Kriegerdenkmal eingeweiht. In *Deutschlands Heldenkämpfen starben fürs Vaterland* stand auf den Schrifttafeln mit den Namen der 167 Gefallenen des Ortes. Übertagt wurden sie von der Muschelkalkfigur der *Trauernden* des Stuttgarter Bildhauers Fritz von Graevenitz (1892–1959), die sich wie am Rande eines symbolischen Massengrabs zu den Toten neigt. Diese Denkmalsanlage besteht – wenn auch verändert – noch heute. An die heftigen Auseinandersetzungen, die ihrer Errichtung vorausgegangen sind, erinnern Akten in den Archiven. Sie belegen, daß es Widerstand gab – Widerstand aus den Reihen der Arbeiterbewegung gegen jegliche Kriegsvorbereitung und gegen ein kriegsverherrlichendes Monument im «roten Dorf» Eningen; sie belegen auch, warum dieser Widerstand scheiterte.

Erste Planungen im Zeichen des «Stahlhelms»

Wie in vielen anderen Gemeinden war auch in Eningen der örtliche Kriegerverein die treibende Kraft bei der Errichtung des Kriegerdenkmals. Mit seinen ungefähr 130 Mitgliedern – zumeist Handwerksmeistern, Beamten, Bauern – stellte er einen wichtigen Faktor im dörflichen Meinungs- und Entscheidungsgefüge dar und betrieb bereits kurz nach Ende des Ersten Weltkriegs die Aufstellung eines *Gefallenenehrenzeichens*. Im Jahr 1919 dachte man noch an eine den finanziellen Möglichkeiten angemessene schlichte Holztafel mit den Namen der Toten, die im Stammlokal des Kriegervereins aufgehängt werden sollte. Dieses vereinsinterne «Denkmal» wurde nicht verwirklicht.

Denn als seit 1921 – und dann wieder seit 1928 – die

Einweihung des Eninger Kriegerdenkmals am 23. Oktober 1932: Fast die gesamte Gemeinde versammelte sich nach dem Gedenkgottesdienst auf dem Kirchplatz, um an der Feier teilzunehmen. Am Ende der Stützmauer: der Bildhauer Fritz von Graevenitz.



Gemeinde Eningen den Bau einer Leichenhalle auf dem Friedhof plante, die auch eine kommunale «Kriegerehrung» einschließen sollte, da erwartete der Kriegerverein eine größere Öffentlichkeit und eine aufwendigere Ausstattung für das ihm so wichtige Monument. Er unterstützte das Vorhaben energisch und war vermutlich auch an den Gestaltungsvorschlägen beteiligt. Die erhaltenen Skizzen und Entwürfe des Ortsbaumeisters Friedrich Mutschler jedenfalls zeigen eine Anlage, die das Interesse an nationalkonservativ-revanchistischer Verarbeitung der Niederlage von 1918 ausdrückt: an der inneren Rückwand des kapellenartigen Hauptraums sollten die Namenstafeln unter einem ornamentierten Fries mit Inschriften angebracht werden; als zentrales Motiv deutet ein eichen- oder lorbeerumkränzter Stahlhelm Verlauf und Ende des Weltkriegs. Der Siegerkranz spricht den im Felde unbesiegten Armeen Hoffnung zu auf Wiederherstellung ihrer Ehre, Tilgung der «Schande von Versailles», militärische Rache und den schließlichen Sieg. Zum Vergleich: Das Emblem ist das Zeichen des *Stahlhelm – Bund der Frontsoldaten*, der gegen die Weimarer Republik kämpfte und sich 1931 in der *Harzburger Front* mit den Nationalsozialisten vereinigte.

Das Bauvorhaben und damit auch die Ausführung dieser Entwürfe verzögerte sich jedoch. Zunächst war die Finanzierung wegen der Inflation nicht möglich gewesen, dann brachte die ungeklärte Frage der Eingemeindung Eningens nach Reutlingen weiteren Aufschub. Zuletzt wurde der Plan in unbestimmte Zukunft vertagt.

Offensive des Kriegervereins und Einweihung 1932

Je unwahrscheinlicher der Bau der Leichenhalle wurde und je länger sich damit die *Denkmalsangelegenheit* hinzuziehen drohte, desto ungeduldiger drängte der Kriegerverein auf die Errichtung des Ehrenmals. Es sei eine *Schande*, daß Eningen in dieser *Beziehung eine der letzten Gemeinden in der ganzen Umgebung* sei, ließ er im *Amtsblatt* drucken und verlangte seit 1930, daß das Denkmal nun vor der gerade neubauten evangelischen Kirche aufgestellt würde. Der Kriegerverein begründete seinen Antrag an den Gemeinderat mit dem Argument, daß *das Ehrenmal auf diesem freien, im Centrum unseres Heimatortes gelegenen Platze jedermann, auch dem Fremden zugänglich, dort eben nicht mehr in der verschlossenen Leichenhalle begraben* sei. Sicher spielt bei dieser Forderung auch zwischenörtliches Konkurrenzdenken eine Rolle, das wesentliche Element aber ist die Öffentlichkeit der Anlage. Diese schließt den Anspruch mit ein, das Interesse aller Eninger nach in-

nen wie nach außen hin darzustellen und dem Ehrenmal inhaltlich eine «nationale» Form geben zu können. Denn der neue Platz versprach auch die Möglichkeit offensiverer Nutzung: in der Leichenhalle hätte der *Soldätesverein* keine *Demonstrationen mit Orden und Ehrenzeichen* durchführen dürfen, wie die sozialdemokratische *Freie Presse* in Reutlingen kommentierte.

Eine Weile noch hielt die Gemeinderatsmehrheit die früheren Beschlüsse aufrecht und bestand auf der gleichzeitigen Errichtung von Leichenhalle und Kriegerdenkmal. Als aber das Bauvorhaben Leichenhalle an der regierungsamtlichen Kündigung eines bereits bewilligten Kredits scheiterte, griff der Kriegerverein zu einem taktisch geschickten Mittel: er veranstaltete eine Hauskollekte, die mehr als ein Drittel der veranschlagten Denkmalskosten erbrachte. Diese «Volksabstimmung» überzeugte die Mehrheit der Gemeinderatsmitglieder. Nachdem auch der Kirchengemeinderat seine finanzielle Beteiligung zugesichert hatte, kam es im Januar 1932 zur entscheidenden Abstimmung. Mit zwölf gegen zwei Stimmen bei einer Enthaltung beschloß der Eninger Gemeinderat, das Kriegerdenkmal vor der Kirche nach dem bereits vorliegenden Entwurf des Bildhauers Fritz von Graevenitz aufzustellen. Der Künstler begann mit der Arbeit, ein Dreivierteljahr später fand die Einweihung statt. Der Kriegerverein hatte gesiegt.

Die Gemeinschaft der Trauernden

Es ist sicher bedeutsam, die gremientaktische Situation zu berücksichtigen, die zu diesem Abstimmungsergebnis geführt hat. Der Kriegerverein konnte sich nicht zuletzt deshalb durchsetzen, weil sein Vorstand Jakob Maier sowohl im Kirchengemeinderat als auch – als stellvertretender Bürgermeister und zusammen mit zwei weiteren Vereinsmitgliedern – für die «Bürgerliche Wählervereinigung» im Gemeinderat saß. Während der beschlußfassenden Sitzung waren drei der fünf kommunistischen Abgeordneten wegen der Aufforderung zum Steuerstreik vom Amt suspendiert und durften nicht an der Abstimmung teilnehmen. Zudem konnte die rechnerische Stimmgleichheit der Arbeiterparteien – die SPD hatte vier, die KPD drei und die KPO, die Kommunistische Partei Opposition, zwei Mandate – mit den 9 «bürgerlichen» Sitzen angesichts der Polarisierung im linken Lager nicht wirksam werden; die SPD ihrerseits stimmte nämlich dem Antrag zu.

Entscheidender war jedoch, daß der Kriegerverein durch Entpolitisierung der Kriegsfrage und durch

Lokalisierung auf Eningen eine Volksgemeinschaft trauernden Angedenkens errichten konnte: Die Angehörigen haben dann doch die Genugtuung, daß auch ihre Namen am hiesigen Platze verzeichnet stehen, denn ein Gräberbesuch wird wohl kaum jemandem von hier beschieden sein. Auf dem Friedhofe werden als Zeichen der Liebe auf fast allen Gräbern in irgendeiner Form Erinnerungszeichen aufgestellt, sollte es darum nicht auch möglich sein, den hiesigen Weltkriegsopfern ebenfalls ein Erinnerungszeichen, ein Ehrenmal zu erstellen?

Der Kriegerverein mobilisierte den Untertanenstolz einer Schicksalsgemeinschaft der «kleinen Leute», appellierte an ein Ende des «Parteihaders»: Denn jeder Frontsoldat, was für eine politische Einstellung er auch haben mag, hat dem Tod ins Angesicht geschaut, und muß sich in seinem Innersten sagen, nicht nur großen Geistern und Denkern gehören Gedenksteine, sondern auch dem kleinsten, nichtssagenden, aus dem Volke hervorge-

gangenen Mitbruder und Mitbürger, der sein höchstes, sein Leben, unverschuldet hergeben mußte. So sei ein Kriegerdenkmal nur der öffentliche Vollzug und Ausdruck der privaten Gefühle der Hinterbliebenen: Ein Denkmal für unsere Gefallenen – nein: viele «Denkmale», so viel es liebende Angehörige derselben gibt – haben wir schon längst in unseren Herzen. Aber eben aus diesem «innersten» Denkmal erwuchs das Verlangen, auch äußerlich sichtbar in würdiger Form uns allen, als Gemeinde, immer neu ins Gedächtnis zu rufen das Opfer der vielen in jener schweren ersten großen Zeit.

Hatte der Kriegerverein mit solchen Argumenten die Gegner der Denkmalserrichtung bereits an den Rand der dorfgemeinschaftlichen Sozialbeziehungen gestellt, so fügte er ergänzend noch hinzu: im übrigen dürfe man die Opposition schon der Widersprüche wegen nicht ernstnehmen.

Der Arbeitsplatz des Bildhauers Fritz von Graevenitz auf der Solitude: Links im Bild ein kleines Modell der Trauernden mit der Stützmauer, nach dem der Künstler die Skulptur aus dem Stein schlug.



Die Denkmalsgegner:
Kein Denkmal, sondern Kampf gegen den Krieg

Der Vorwurf des Kriegervereins Eningen u. A. an die Adresse der – vor allem kommunistischen – Denkmalsgegner war sicherlich zum Teil zutreffend: die kommunistischen Mandatsträger hatten die «Leichenhalle mit Kriegerehrung» durchaus befürwortet, sie lehnten also erst das selbständige Denkmal in der Ortsmitte grundsätzlich ab. Sie befürchteten nämlich nun nicht nur – zu Recht, wie sich herausstellte –, die bürgerliche Rathausfraktion würde nach der Errichtung dieser Anlage ihr Interesse an der Leichenhalle verlieren. Wesentlicher als dieser kommunalpolitische Aspekt war, daß die Denkmalsgegner kriegsverherrlichende Propaganda – sei es in Form von Aufmärschen oder in Form eines Denkmals – verhindern wollten.

Entsprechend argumentierte im *Amtsblatt* der Gemeinderat Fritz Hegel: Das einzige *Dankopfer* für die Gefallenen, denen man das im Schützengraben versprochen habe, sei auf jeden Fall die anständige Versorgung der Frauen, Waisen und Eltern der Toten. In erster Linie jedoch habe man *dafür zu sorgen, daß wir einen 2. Weltkrieg verhindern werden und unsere und unserer gefallenen Kameraden Kinder keinen neuen Kriegsgreueln ausliefern. Und deshalb würden unsere gefallenen Kameraden, wenn sie noch einmal zu uns sprechen würden, uns nicht zürnen und zanken deshalb, weil wir nach 12 Jahren noch kein Ehrenmal für sie errichtet haben, aber sie würden uns zürnen und zanken deshalb, weil wir unser Versprechen «Nie wieder Krieg!» nicht einlösten, wenn sie die neuen Kriegspläne und Kriegstrompeten eines Ludendorff und Genossen hören würden, und wir tatenlos zusehen, wie diese Herren neue Kriege herausfordern. Und deshalb ist mein Grundsatz: Keine Kriegerdenkmäler, aber Verschärfung aller Kampffronten gegen jeden Krieg, auf daß wir ewigen Frieden haben, und das ist dann das schönste Ehrenmal.*

Die Hoffnung, mit solchen antimilitaristischen Ausführungen die Mehrheit der Gemeindeglieder gegen die emotionale, örtlich und national bestimmte Strategie des Kriegervereins mit ihrer Verknüpfung von privatem Erinnerungsbedürfnis und sozialer Repräsentation zu mobilisieren, diese Hoffnung erwies sich als falsch. Die Kommunisten vermochten es noch nicht einmal, ihre erhebliche Anhängerschaft im Ort hinter sich zu bringen. Hatte bei den Reichstagswahlen 1930 immerhin ein Drittel der wahlberechtigten Eninger für die KPD gestimmt, so beweist die Tatsache, daß *in fast keinem Haushalt* eine Spende für die Sammlung des Kriegervereins verweigert wurde, die Isolierung der Kommunisten in dieser Frage. Ihre Niederlage war politisch schon

besiegelt, bevor es im Gemeinderat zur Abstimmung kam. Es blieb der Denkmal-Opposition nichts anderes übrig, als noch einmal *unter Hinweis auf Not und Elend der Lebenden und den Kriegszustand im Fernen Osten* die Zustimmung zu verweigern.

Die Trauernde: Deutsche Frau – Mutter Gottes – Siegesgöttin

Vielleicht hätte sich die Denkmals-Opposition mit ihrer Sicht der Dinge durchsetzen können, wenn ein anderer Entwurf als der von Fritz von Graevenitz ernsthaft zur Diskussion gestanden hätte. Obwohl diese Alternativen nur in einer handschriftlichen Liste überliefert sind, die Thematik, Material und Kosten zusammenstellt, deuten doch die knappen Beschreibungen auf das gängige Arsenal der zeitgenössischen Kriegerdenkmalsproduktion: auf stehende Krieger, Adler und liegende Löwen, auf deutlich militärisch und national ausgerichtete Motive also, denen die *Trauernde* in ihrer Komplexität weit überlegen war.

Fritz von Graevenitz hatte durch den Architekten der neuen evangelischen Kirche in Eningen, Rudolf Behr aus Stuttgart, von den Auseinandersetzungen am Ort erfahren. Ohne konkreten Auftrag fertigte er eine Modellskizze an, die er – mit hilfreicher Unterstützung von Behr – dem Kriegerverein zur Ausführung vorschlug. Zudem bot er günstige Ratenzahlungsbedingungen. Graevenitz konnte darauf rechnen, daß sein Entwurf angesichts der gespannten politischen Lage in Eningen akzeptiert würde. Denn auf den ersten Blick mag es so scheinen, als verleihe die *Trauernde* nur dem Leid der Hinterbliebenen, nicht aber vaterländischem Pathos Ausdruck: Auf flachem Sockel erhebt sich eine Frauengestalt in langwallendem Gewand, das sie als nichtalltägliche, allegorische, weihevollere Figur kennzeichnet. Von der wie unfertig belassenen, naturhaften Fußpartie geht eine Aufwärtsbewegung über die auf die Brust gelegte linke Hand in die vorgebeugten Schultern der Gestalt und schließt im geneigten Kopf mit dem *vom Schicksal gezeichneten Antlitz einer deutschen Frau* – so der Bildhauer in einem Artikel, der zum Totensonntag 1932 im *Amtsblatt* erschien. Körper- und Kopfhaltung führen die Bewegung zurück nach unten zu den Schrifttafeln, die – wie Graevenitz schrieb – *dem Inhalt nach das heiligste Dokument dieses wunderbaren Stückchens Erde sind, auf dem Eningen steht*. Die innere Beziehung zwischen Figur und Namenstafeln wird dadurch unterstrichen, daß nur Hände und Gesicht als *sprechendste Teile* fein herausgearbeitet sind. In Verbindung mit dem Totengedenken der Gesamtanlage verweist diese Entwick-



Fritz von Graevenitz: Kriegerdenkmal im Sitzungssaal der Oberpostdirektion Stuttgart. Nußbaumholz 1927. Die deutsche Frau als Lebensspenderin der Nation, wie auf ihren schwangeren Bauch blickend sinnt die Gestalt über dem Stahlhelm.

lung der Form vom Naturhaften zum Seelenvollen auf Inhaltliches: die Figur ist *Symbol überzeitlichen, ewigen Erlebens der Liebe* und zeigt Tod wie Trauer als dem Menschen auferlegtes Schicksal, das seinen eigenen Gesetzmäßigkeiten folgt und in gläubiger Hingabe ertragen sein muß.

Durch die fast überdeutliche Anlehnung der *Trauernden* an den traditionellen Bildtypus einer unter dem Kreuz trauernden Maria wird diese existentielle Deutung menschlicher Geschichte im heilsgeschichtlichen Erlösungsversprechen aufgehoben. Die religiöse Sinnggebung verheißt somit nicht nur allgemein-überhistorisch Auferstehung von den Toten und tröstet dadurch die Hinterbliebenen: im Bedeutungsrahmen des Kriegerdenkmals wird der Tod der für Deutschland Gefallenen dem Opfertod Christi verwandt. Dieser nationalreligiöse Gehalt der Figur wird vollends zwingend dadurch, daß die

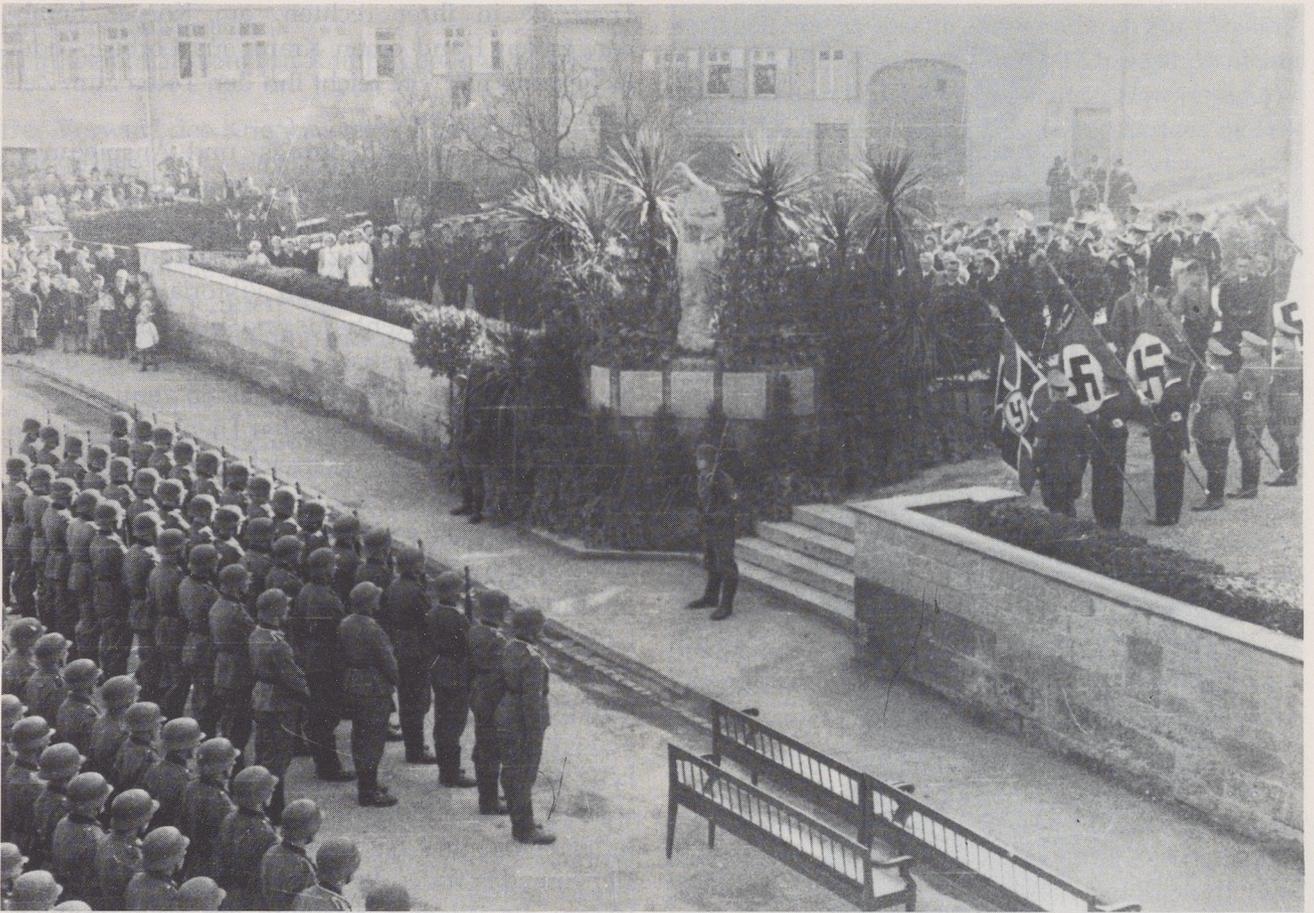
Trauernde in ihrer rechten, am Körper herabhängenden Hand einen Kranz aus Lorbeer- oder Eichenlaub hält. Sie reicht ihn den Toten zum Zeichen ihres Sieges.

Damit erhält der Bedeutungs- und Anspielungshorizont der Gestalt – über die «deutsche Frau» und die trauernde «Mutter Gottes» hinaus – ein weiteres Element: sie wird auch zur Siegesgöttin, gewissermaßen zu einer «trauernden Viktoria». Die Mehrdeutigkeit des Figurentypus und seine eindeutig nationalistisch-militaristische Akzentuierung durch den Siegeskranz verbildlichen einen zentralen Gedankengang traditionalistischer Theologie, wie er in Kriegspredigten des Kaiserreichs und der Folgezeit Ausdruck gefunden hat. Ernst H. Kantorowicz hat diesen Gedanken so dargestellt: Leid und Trauer haben metaphysische Qualität; so wie in gläubiger Nachfolge Christi ewiges Leben liegt, so können die Lebenden in aktiver Nachfolge des Heldentums der opferbereiten Soldaten das Vaterland aus seiner tiefsten Erniedrigung befreien. Die Erneuerung der Tugenden des alten Militärs wird also die geschichtliche Wahrheit des «Im Felde unbesiegt» wiederherstellen; in vaterländischer Hingabe können die Hinterbliebenen und Nachgeborenen damit den tiefsten Sinn des Todes der Gefallenen wirklich werden lassen; die Wiederherstellung der «Wehrfreiheit» des Reichs wird die Grundlage dieser nationalen Utopie sein, und sie wird in Einklang mit den Gesetzen des Kosmos und Gottes Willen stehen.

Fritz von Graevenitz:
Hauptmann a. D. und Künstler

Auch in anderen Kriegerdenkmälern hatte der Bildhauer Fritz von Graevenitz diese wesentlichen Elemente einer Soldatenreligion sinnfällig ausgedrückt: die der *Trauernden* vorausgegangenen Arbeiten, für die Oberpostdirektion Stuttgart (1927), für Isny (1929) oder die gleichzeitig mit ihr begonnene *Mutter Heimat* (1931–1953) verbinden in gleicher Weise christliche mit nationaler Bildsprache, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, persönliches Schicksal und Ideal. Wie in Variationen über ein Thema dokumentieren diese Denkmäler die Weltsicht des Künstlers, eine Weltsicht, die in konservativen Kreisen weit verbreitet war.

Die Biographie des Bildhauers macht – selbst in knappster Form – die Quellen verständlich, aus denen diese Haltung entstehen konnte: Sohn einer württembergischen Offiziersfamilie mit stark pietistischer Note, Erziehung in den Kadettenanstalten von Potsdam und Lichterfelde, Berufsoffizier schon vor Beginn des Ersten Weltkriegs, Kriegsteilnahme



Heldengedenntag 1940: Vor der *Trauernden Soldaten*, der Weg zur Kirche gesäumt mit Fahnen der NSDAP und des gleichgeschalteten Eninger Kriegervereins. Mehr als 300 Eninger sind im Zweiten Weltkrieg gefallen.

und schwere Verwundung, 1918 Entlassung als Hauptmann a. D.; künstlerische Ausbildung vor allem am Institut von Gustav Britsch in Starnberg, Hinwendung zum jugendbewegt-christlichen *Königener Bund*; bekanntgeworden als Tierplastiker, Porträtist, mit Brunnenfiguren und zahlreichen Kriegerdenkmälern.

In dieser Biographie und diesem Werk liegt auch der Schlüssel dafür, daß Graevenitz einer Delegation des Eninger Kriegervereins in seinem Atelier auf der Solitude bei Stuttgart als *solider Künstler* erschien, *der in dem lebt, was auch uns in unserm Innersten bewegt*. Daß er die Gefühls- und Gedankenwelt soldatischer Männer zu komplexem Ausdruck bringen konnte, macht die *Trauernde* zu einem seiner Hauptwerke und Fritz von Graevenitz selbst zu einem der regional bedeutsamsten Bildhauer Württembergs der 20er und 30er Jahre. Der Eninger Kriegerverein konnte stolz sein auf dieses Denkmal und am Tage

der Einweihung offen und optimistisch seine nationale Haltung demonstrieren, die er während der lang andauernden Auseinandersetzungen nicht in den Vordergrund gestellt hatte: *Möge dasselbe bei allen Teilnehmern gute Aufnahme gefunden haben und im vaterländischen Sinn zum Wohle unseres deutschen Vaterlandes mitwirken*.

Ein halbes Jahr später übernahmen die Nationalsozialisten die Macht. Die Politik der «nationalen Erneuerung» marschierte: Gemeindevertretungen wurden aufgelöst, die Organisationen der Arbeiterbewegung verboten, ihre Mitglieder verfolgt, die Militarisierung von Staat und Gesellschaft forciert, der Krieg vorbereitet. Wohl kritisierten nun einige Nationalsozialisten die *Trauernde* als zu wenig «soldatisch» – als geschichts- und gefühlsstiftender Mittelpunkt für die kommenden Inszenierungen deutscher Größe spielte sie dennoch eine wichtige Rolle. In der Vorkriegszeit standen zum Heldengedenntag Uniformierte der SA-Reserve II Ehrenwache,

und 1940 traten Soldaten in Reih und Glied an, um an diesem bedeutungsvollen Platz die Rache an den Siegermächten von 1918 zu fordern und das Opfer der neuen Helden des Zweiten Weltkriegs zu feiern.

Heute neigt sich die *Trauernde* zu mehr als 500 Namen aus zwei Kriegen, und seit dem Umbau von 1957 ist die heroische Inschrift über den Schrifttafeln gelöscht. Die Figur aber bewahrt die Erinnerung an eine Haltung, die mit zu den Ursachen der Zerstörung Europas gehört. Im Rückblick erscheint der Sieg des Eninger Kriegervereins über den Antimilitarismus und Antinationalismus in der Arbeiterbewegung wie ein symbolischer Vorgriff dieser Katastrophe.

Eine Reise im Herbst 1945

Ich berichte von einer Reise, die ungefähr fünf Monate nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs unternommen wurde; einer Reise von Schwäbisch Gmünd nach Baden-Baden und zurück bis Oberkochen. Man kann das heute innerhalb eines Voroder Nachmittags abmachen. Damals hat die Reise drei und einen halben Tag gedauert.

Erster Tag. Morgens habe ich Gelegenheit, in einem Dienstwagen – einem der wenigen, die es in dem eben zusammengestückten Land Württemberg-Baden gab – von Gmünd nach Stuttgart zu fahren. Ich steige bei der Ruine des Hauptbahnhofs aus und stelle mich an der Straße auf, über die der Verkehr in Richtung Ludwigsburg rollt. Ein nicht zu großer Haufen Menschen wartet hier auf eine Fahrgelegenheit. Denn außer den Militärfahrzeugen der Amerikaner kommen hier zivile Lastwagen vorbei. Wenn sie Laderaum frei haben, halten sie, der Fahrer nennt seinen Zielort, und wer will, darf aufsteigen. Es wird auch kassiert, wenngleich die Reichsmark kaum mehr wert ist als das zerbrochene Reich. Das kommt in einer Stunde mehrmals vor und macht den Wartenden Hoffnung, daß auch sie drankommen. Und so darf auch ich schließlich auf die Pritsche eines Fahrzeugs klettern. Das große Los habe ich nicht gezogen, trotz des gemächlichen Tempos ist man bald an Ort und Stelle, in Groß-Sachsenheim. Neues Warten unter neuen Reisekameraden. Auch die nächste Fuhre kommt nur einige Dörfer

Ausgewählte Literatur

HELMUTH SEIBLE: Fritz von Graevenitz – Werden und Werk. Stuttgart 1939

CARL FRIEDRICH VON WEIZSÄCKER: Fritz von Graevenitz – Plastik, Malerei, Graphik. Stuttgart 1956, erweiterte Auflage Stuttgart 1980

WOLFGANG HESSE: Gesinnung bildhauerisch. In: Stuttgart im Dritten Reich. Die Machtergreifung. Von der republikanischen zur braunen Stadt. Projekt Zeitgeschichte, Stuttgart 1983 (Zur Gestalt «Mutter Erde»)

KATHRIN HOFFMANN-CURTJUS: Bildhauerei in Sonne und Wind – Apokalyptische Zeichen deutscher Tugenden 1933. In: Zeitschrift für Kunstpädagogik, 6/1982, S. 48–53 (Zu den Evangelisten-Symbolen an der Tübinger Stiftskirche)

WOLFGANG HESSE: Arbeitsmittel und Bedeutungsträger – Funktionen von Fotografie in einem Werk des Bildhauers Fritz von Graevenitz. In: Fotogeschichte, Heft 8, 3. Jg. 1983, S. 53–64. (Zu den Evangelisten-Symbolen an der Tübinger Stiftskirche.)

Peter Lahnstein

weiter. Am späten Nachmittag habe ich Glück und darf einen Lastwagen besteigen, der nach Pforzheim fährt.

Auf der Pritsche des wackligen Fahrzeugs stehen wir auf Tuchfühlung wie aufrecht verpackte Heringe. Vor mir ein Hagerer, Hochgewachsener, ein Offizier, dem die Flucht aus russischer Gefangenschaft geglückt ist. Wie wir bei sinkender Sonne in die Ruinen von Pforzheim einfahren – ein Trümmerfeld, eine Schädelstätte –, verfärbt sich sein Gesicht. In fünf Kriegsjahren, murmelt er, habe er so etwas nicht gesehen.

Es ist seine Heimatstadt. Irgendwo wird man abgeladen. Ich suche mir in diesem überdimensionalen Pompeji den Weg zum Bahnhof. In der Ruine finde ich, was ich suche, einen amtlichen Fahrplan, auf dem zu lesen steht, daß in der Frühe ein Zug nach Karlsruhe geht. So weit, so gut. Ich sehe mich in der zerstörten Halle um nach einem Winkel, der vor Wind und wirbelndem Staub einigermaßen geschützt ist, um dort die Nacht zu verbringen. Meine, den rechten Platz gefunden zu haben, und mache mir einstweilen draußen noch etwas Bewegung.

Wo alles aus den Fugen ist, können auch Wunder geschehen. Indem ich auf und ab gehe, spricht eine einfache ältere Frau mich an: ob ich kein Nachtquartier habe. Sie könne mir eines anbieten, der Sohn habe Nachtschicht, sein Bett sei frei. Durch eine Unterführung geleitet sie mich in einen unversehrten